



Foto: © fotolia.com, ZDM

Die erste Ausstellung

Was man bedenken muss, bevor man seine Fotoarbeiten der Öffentlichkeit präsentiert, erläutert Photo-Consultant Dr. Martina Mettner

Wer seine erste Ausstellung vorbereitet, begibt sich in eine steile Lernkurve. Bis zur Vernissage ist vieles zu entscheiden, zu bedenken, zu erledigen. Wenn dann die Besucher vor den Fotos stehen, soll alles professionell wirken

Vielen Fotografierenden erscheint die Ausstellung eigener Arbeiten als eine höhere Weihe, die kaum zu erreichen ist. Tatsächlich liegt die Schwierigkeit viel weniger darin, eine Ausstellungsmöglichkeit zu finden, als in der professionellen Umsetzung dieser Chance. Deshalb gilt: Wer sich in den Kopf gesetzt hat, seine Bilder zu zeigen, der wird auch immer eine freie Wand finden. Ausstellungsräume gibt es von Sparkassen über Galerien bis zu Museen. Da besonders bei Hobbyfotografen das Bedürfnis nach Anerkennung sehr ausgeprägt ist, ergreifen diese im Zweifel jede sich bietende Gelegenheit. Das kann man tun. Bedenken sollte man jedoch die möglichen Konsequenzen, die nicht unbedingt positiv sein müssen. Vor allem Menschen in Führungspositionen erweisen sich selbst keinen Gefallen, wenn sie Fotos ausstellen, die sie großartig fin-

den, obwohl alle, die sich auskennen, oder auch die Presse sie für amateurhaft halten. Das kann fatale Rückschlüsse auf den Beruf zulassen. Zum Beispiel bei Chirurgen: »Wenn der das für ausstellungsreif hält, dann möchte ich nicht die Operationsnarben sehen, die der hinterlässt«.

Dazu eine kleine Regel: Übt man die Fotografie nicht als Brotberuf aus, tendiert man dazu, die Wertigkeit der eigenen Arbeiten zu überschätzen und das, was diejenigen leisten, die für die Fotografie leben, zu unterschätzen. Ignoranz ist kein guter Ratgeber, viele Galeristen sind es aber auch nicht. Mit anderen Worten: Man ist so ziemlich alleine mit dem Entscheidungsproblem. Ein guter Test ist die Frage, ob man seine zwei oder drei Jahre alten Fotos für peinliche Jugendwerke hält. Sollte dies der Fall sein, kann man davon ausgehen, dass es mit den Fotos von

heute nicht viel anders sein wird. Das ist eine normale und durchweg positive Entwicklung. Sie bedeutet aber, dass es für eine (ernsthafte) Ausstellung noch zu früh ist.

Schön wäre es auch, wenn sich mehr Ausstellende in öffentlichen Räumen vorab die Frage stellen, ob das, was man da zeigen will, auch irgendjemanden außerhalb der eigenen Familie und Fangemeinde interessiert. Das hängt wenig von den Motiven, aber ganz stark von der eigenen Haltung dem Motiv gegenüber ab: Wie viel Herzblut hat man selbst investiert? Geht es um etwas (außerhalb der eigenen Eitelkeit)? In jedem Falle sei an die schöne, leider etwas aus der Mode gekommene Einrichtung einer Atelierausstellung erinnert. Die kann man veranstalten, wann es einem selbst am besten passt (und dazu »leiht« man sich eventuell einen Raum, zum Beispiel stehen fast überall sowohl Läden als auch Büroräume leer). Kommerziell arbeitende Fotografen können zur Präsentation eines freien Projektes ihre Kunden einladen, Amateure mit Freunden und Bekannten eine Party feiern, bei der es ein Gesprächsthema rund um die Fotos gibt.

»BILDER AN DIE WAND!«

Bei der Bildauswahl sollte man immer den Raum mit berücksichtigen und sich einen Plan anfertigen, welche Bilder in welchem Format nebeneinander hängen sollen. Schön ist, wenn der Betrachter visuell geführt wird und sich eine Idee oder Stimmung durch die Hängung vermittelt. Das kann man zu Hause mit kleineren Abzügen ausprobieren – und keinesfalls nur am Rechner. Denn wichtig ist die Frage, ob das Foto alleine und in der Zusammenstellung an der Wand noch bedeutungsvoll aussieht. Oder vielleicht doch bloß »ganz nett«? Praktisch sind die schmalen, regalbrettartigen Leisten (Ikea), auf denen man die Abfolge verschiedener Motive ein paar Tage lang ausprobieren kann. Dabei sollte man auch gleich überlegen, wie das Konzept der Ausstellung (in einem Satz!) lautet und ob man die einzelnen Bilder betiteln möchte oder sie doch zumindest mit Ort und Jahr versieht. Es ist natürlich einfacher, den Betrachter ratlos vor den Bildwerken stehen zu lassen, nach dem Motto: »Meine Fotos sprechen für sich selbst«. Das ist



Fotos auf Seite 47 bis Seite 49: © WP6 Photography

Eine schöne Ausstellung kann man auch an ungewöhnlichen Orten wie in einer alten Orangerie installieren – mit eigens gebauten Zwischenwänden, Strahlern aus dem Baumarkt und Planen unter dem Glasdach. Die Fotos sind selbst vergrößert und gerahmt. Da die Ausstellungsräume nicht bewacht wurden und das Glasdach nicht überall dicht war, kam die Anschaffung oder das Leihen von 60 teuren (Halbe-)Rahmen nicht in Frage. Dank interessanter Motive in perfekten Passepartouts störte sich niemand an den preiswerten Rahmen

keine sehr kluge Haltung. In jeder Beziehung sinnvoll und wirkungsvoller ist es nämlich, wenn man ein wenig Kontextinformation oder Interpretationshilfe liefern kann – mündlich und schriftlich. Und für den Fall, dass einem selbst gar nichts zu den Fotos einfällt, außer technische Details zu benennen, muss man sich die Frage gefallen lassen, was dann bitteschön ein Betrachter damit anfangen soll.

Die erste eigene Ausstellung ist ein Ereignis wie Weihnachten und Geburtstag am selben Tag. Man wünscht sich Ruhm und Anerkennung, bekommt aber vor allem viel (schöne) Arbeit und hat hohe Kosten. Für die Atelierausstellung kann man improvisieren, bei der Galerieausstellung geht das natürlich nicht mehr. So ist man dann mit der Frage konfrontiert, wie man seine Arbeiten präsentieren soll. Die klassische Variante ist immer noch das Foto im Passepartout hinter Glas. Ideal ist diese Präsentation für kleinere Formate (Rahmen 40 x 50 oder 50 x 60 cm) und für die optimalen Lichtverhältnisse in einer Galerie. Fotos hinter Glas (oder Acrylglas) eignen sich nämlich nicht so gut dafür, in Räumen mit Fensterfronten gehängt zu werden, da man dann alles sieht, nur nicht das Motiv. Das Rahmen ist zudem immer noch die kostengünstigste



Autor

Dr. Martina Mettner berät Fotografierende hinsichtlich ihrer künstlerischen und beruflichen Weiterentwicklung in ausführlichen Einzelgesprächen. www.mm-photoconsulting.de



■ JAM Fine-Art-Printer Andreas Jankowsky im Normlicht seines Arbeitsplatzes

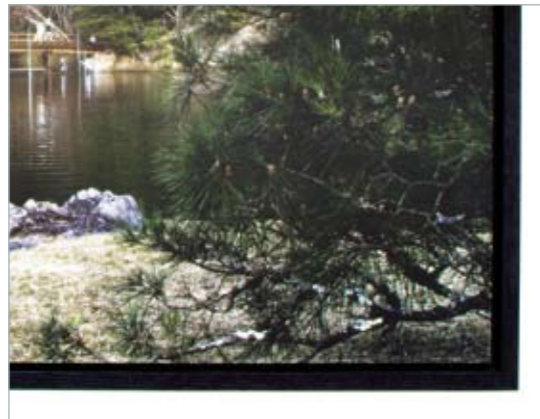
Option. Man kann durchaus preiswerte Wechselrahmen verwenden, wenn man die Fotos nicht ewig darin hängen lässt, sondern nur für ein paar Tage oder Wochen. Keinesfalls sparen sollte man an den Passepartouts und diese maschinell von einem Profi schneiden lassen. Beim sodann »passepartourisierten«, selbst gedruckten Fine-Art-Print auf Hahnemühle Photo Rag sieht man zwar nicht mehr viel vom matten Papier, aber das Bild ist durch das Rahmenglas vor mechanischen Verletzungen oder der feuchten Aussprache der Betrachter geschützt.

Das Fotolabor von Lumas beziehungsweise White-wall, bei dem man seine eigenen Bilder professionell verarbeiten lassen kann, setzt auf das chemische Verfahren der Ausbelichtung und Entwicklung. Der Lambda-Print wird dann auf eine

eine Aluminiumträgerplatte kaschiert und dann mit Acrylglas mittels Silikon verbunden wird. Die Präsentation sieht schnell nach dem aus, wofür sie mal gedacht war, nämlich nach Werbe-Display. Sie funktioniert am besten bei sehr großen oder ungewöhnlichen Formaten und bei technischen Motiven sowie Architektur. Besonders bei Personenaufnahmen sollte man überlegen, zusätzlich einen Rahmen zu wählen, damit der Bild- und Objektcharakter betont wird.

Die Megalab AG in Köln bietet neuerdings an, Fotomaterial zwischen Float-Glas zu präsentieren. Der Vorteil gegenüber Acryl soll eine sieben Mal längere Haltbarkeit sein, und natürlich kann Glas im Unterschied zu Acryl nicht vergilben. Eine weitere, schöne Idee sind Leuchtkästen, auf die man ein Großbild aufziehen

■ Die Rahmung mit Schattenfuge verleiht dem Bild erhöhte Plastizität (rechts). Wer Fotos immer mal wieder austauschen will, kann an seinen Wänden Aluschienen (ganz rechts) montieren und verfügt so über eine flexibel nutzbare Standfläche



Forex-Platte gezogen und laminiert. Da ist das Foto zwar vor Spucke sicher, sieht aber auch so aus. Handwerklich ist das Ergebnis gut, ästhetisch aber bedenklich. Um es mal so auszudrücken: Wer sich zu Hause Laminat hinlegt statt Parkett (oder Teppichboden), wird auch mit dem Ergebnis von White-wall glücklich sein. Der optionale, sehr schöne Schattenfugenrahmen tröstet ein wenig über den Plastik-Appeal hinweg. (Und dass kein PDF zur Korrektur kam und das Ganze drei Wochen dauerte, zählt auch nicht als Pluspunkt.)

MODERN & METHODEN DER PRÄSENTATION

Im Moment sind die meisten ganz wild darauf, ihre Bilder hinter Acrylglas zu sehen. Dieses lange wegen des Patentschutzes nur bei Grieger erhältliche Diasec-Verfahren, das bei Lumas Lumasec heißt, meint immer, dass ein Foto auf



lässt. Auch hier besteht je nach Motiv wieder ein schmaler Grat zwischen perfekter Präsentation und dem Charme eines Werbe-Displays an der Bushaltestelle. Für den puristischen Fine-Art-Printer kommen solche Verfahren eher nicht in Frage. Der will den hochwertigen Träger des Bildes sehen. Deshalb wird der Fine-Art-Print beispielsweise auf eine Forex- oder Alu-Dibond-Platte aufgezo-gen und ohne Rahmen und Glas gehängt.

Viele Künstler verzichten auch aus Kostengründen auf einen Holzrahmen. Leider, denn gerahmt sieht das sensationell aus, da nichts spiegelt, und das hochwertige Papier zur Geltung kommt. Der Rahmen distanziert das Bild optisch von der Wand. Das Glaslose ist aber nicht ohne Risiko, auch wenn Hahnemühle erklärt, sein Protective



■ Die perfekte Präsentationsform für Krishna Lahotis Innenpanorama eines Jean-Nouvel-Gebäudes ist das Diasec-Verfahren

Spray verhindere das Schlimmste. Vielleicht ist diese Methode aber doch eher als schönes Einzelstück in einem kinderlosen Haushalt, denn für die Ausstellung geeignet.

Wer keinen eigenen Großformatdrucker besitzt, um seine Ausstellungsbilder fachgerecht zu produzieren, sucht sich einen professionellen Druckdienstleister. So einer ist Andreas Jankowsky in Berlin.

Ein routiniertes Handling bekommt man auch bei den Großlaboren, aber bei JAM Fine-Art-Print, so seine Firmierung, erhält man zudem eine persönliche Beratung. Und hat man nicht viele Fragen? Wie zum Beispiel: »Vor zwei Jahren habe ich noch JPGs fotografiert, kann ich das Motiv trotzdem als Fine-Art-Print in 60 x 80 cm bekommen?« Man blickt Herrn Jankowsky hoffnungsfroh über die Schulter auf den Bildschirm und sieht eklige Artefakte, wo vorher noch ein einigermaßen ordentliches Bild erkennbar war. Dann macht er einmal »wusch« mit Photoshop, und alles ist gut! Das nenne ich einen kompetenten Dienstleister! (Die Funktion heißt: »Rauschen hinzufügen«. Dadurch entsteht der Eindruck von höherer Bildschärfe.) Perfekte TIFFs hat ja inzwischen jeder, aber was ist mit den Schwarzweiß-Negativen, die man auch gerne so schön geprintet hätte, wie es heute digital eben perfekter möglich ist als in der eigenen Dunkelkammer? Andreas Jankowsky

nimmt sich der Negative an und fleckt den Scan zeitaufwendig am Bildschirm aus – eben weil die Automatik wieder zu viele unschöne Stellen hinterließ. Und am Ende bekommen die Drucke dann auf Wunsch den Ton des Lieblings-Baryt-Papiers, das schon lange nicht mehr hergestellt wird. Der hohe Anspruch, gepaart mit der individuellen Besprechung der Bilddaten und dem, was daraus werden soll, ist das, was einen Dienstleister ausmachen muss, dem man seine Arbeiten gerne anvertraut. Und zwar gerade dann, wenn man seine erste Ausstellung vorbereitet und einen professionellen Eindruck bei den Betrachtern hinterlassen möchte. Das schafft Zeit für die vielen anderen wichtigen Details, die zu erledigen sind: Einladungen entwerfen und verschicken, Catering organisieren und nicht zu vergessen, die rechtzeitige Pressearbeit! Die Rezension in der Zeitung ist am Ende das, was als Beleg bleiben wird.



■ Zum Glück ist es hinter Glas! Bei Ausstellungen muss man damit rechnen, dass Besucher dem Werk recht nah kommen